

Mein Aufenthalt in Agrigent war zu Ende. Er hatte fast eine Woche gedauert. Zwar die Besichtigung der antiken Reste innerhalb der jetzigen Stadt, die für ihre ungefähr 20 000 Einwohner Platz genug auf dem Felsenkegel findet, der im Altertume nur die Burg bildete, hätte von der mir zu Gebote stehenden Reisezeit nur einen oder zwei Tage in Anspruch genommen. Aber mehr als einmal hatte ich Girgenti hinter mir gelassen, mehr als einmal die weite Hochfläche durchwandert, die einst in ihrer ganzen Ausdehnung von der über eine halbe Million zählenden antiken Stadt bedeckt war und jetzt zwischen ihren Getreidefeldern und unter ihren Ölbäumen und Mandelbäumen allenthalben durch die verschiedenartigsten antiken Baureste zum Studium herausfordert. Wie oft hatte ich dabei die Wanderung bis an den Rand der Hochfläche ausgedehnt, um immer wieder mich in die Betrachtung der diesen Rand entlang sich ziehenden Tempelreste zu versenken, Reste von Tempeln, wie man sie in dieser Zahl und Bedeutung, in dieser Lage und Mannigfaltigkeit in ganz Italien nicht wieder beisammen findet. Und wer könnte auf der Stätte des alten Agrigent auslernen! Wer nur sich satt sehen an dem Blicke von dem einen der beiden brauchbaren Gasthäuser aus über die weite mit Bauresten besäete Hochfläche hin und über die Tempel hinweg zu dem ewig blauen Meere!

Doch es war Ende Mai. Die heiße, zum Reisen fast untaugliche Zeit kam immer näher. Nur auf den Juni konnte ich noch rechnen, und Syrakus mit der ganzen Ostküste war noch nicht besucht.

Wie von Palermo nach Trapani so wollte ich von Girgenti nach Syrakus zur See fahren. Es fährt sich so schön an Siciiliens Gestaden durch die blaue Flut dahin.

Allwöchentlich fährt ein Dampfer von Palermo um die West- und Südküste der Insel nach Syrakus. Ich erwartete ihn in Porto d'Empedocle, der Hafenstadt von Girgenti, die man von hier aus in wenigen Minuten mit der Eisenbahn erreicht. Aber es ist in Italien nicht immer so ganz leicht, auf das Dampfschiff zu gelangen.

Ich habe die meisten Häfen Italiens kennen gelernt, fast nirgends konnte man so bequem wie etwa in Hamburg oder Kopenhagen oder Stockholm ohne weiteres vom Bollwerk aus auf das Dampfschiff steigen. Auf der ganzen Westseite ist bei allen Häfen eine oft längere Botfahrt nötig, und manche Hafenstätten, die im Altertume hochberühmt waren, sind jetzt so versandet oder verödet, dafs wenn sie überhaupt noch gebraucht werden, die Dampfer nur in großer Entfernung oder bei bewegter See auch gar nicht halten.

Zwar hat grade Siciilien eine verhältnismäfsig große Anzahl von vortrefflichen natürlichen Häfen, welche durch Vernachlässigung kaum unbrauchbar werden können und

auch ausreichenden, zum Teil guten Verkehr zeigen: in Palermo, Trapani, Catania und Messina, selbst in dem öden Syrakus kann man immer auf Beförderung rechnen. Aber es bleiben noch viele Hafenorte übrig, bei denen die Einschiffung in einer anderwärts nicht gewöhnlichen Weise von der Witterung abhängt, und zu diesen gehört Porto d'Empedocle, der einst so vortreffliche und so besuchte Hafen des alten Agrigent.

Zum Unglück war grade etwas unruhiges Wetter. Daher zuerst Verhandlungen mit den Schiffern. Diese waren zwar anfangs bedenklich, erklärten sich aber schliesslich zur Fahrt bereit, und ich trug gar kein Bedenken, mich ihnen anzuvertrauen. Denn der Italiener hat das süsse Leben äusserst lieb, er bringt zwar einen anderen, nicht aber so leicht sich selbst um. Daher auch Fälle von Selbstmord in Italien verhältnismässig selten. Also wenn er die Fahrt unternimmt, wird die Gefahr nicht gross sein. Nun aber die andere Frage, ob der Dampfer wohl halten wird. Darüber lebhaftes Erörterung zwischen den vierzehn Reisenden, die das Dampfschiff benutzen wollen und sich in einer Osterie unweit des Strandes zusammengefunden haben, alle bis auf meine Wenigkeit Sicilianer. Der Dampfer bleibt lange. Der Wind wird etwas lebhafter. Da geht ein Teil der Gesellschaft fort, die unbequeme, aber sichere Fahrt zu Lande vorziehend. Endlich wird das ersehnte Schiff in weiter Ferne erblickt. Wir besteigen das Bot, die Ruderer arbeiten wacker. Nach fast einstündiger Fahrt durch die immer höher gehenden Wogen sind wir in der Nähe des inzwischen herangekommenen Dampfers angelangt. Aber, o weh! er hält in seiner Fahrt nicht an. Er fährt an uns vorbei, fährt weiter, ohne sich darum zu kümmern, dass wir hindreinander rudern. Da hätte der Leser die lebhaften Italiener um mich her sehen sollen. Es war ja allerdings etwas verwunderlich, dass der Kapitän unser vollbesetztes Bot so unbeachtet liefs, trotzdem er uns sah, wir ihn sahen. Aber dieses Schreien und Anrufen, diese Bitten und Verwünschungen der Insassen des Botes! Bei allen Heiligen, am meisten bei der Madonna, wurde der Kapitän gebeten zu halten, und unmittelbar auf die Bitten ertönt die wildesten Verwünschungen gegen ihn. Die einen streckten flehend ihre Hände aus, andere ballten drohend die Fäuste; einer stach sogar wütend mit dem Messer in die Luft; wieder andere warfen sich aufs Knie und brachten der Madonna Gelübde dar. Nur die Ruderer blieben ruhig und arbeiteten unverdrossen weiter. Wozu? fragte man sich. Fuhr auch der Dampfer nur langsam vorwärts, so wurde ja der Abstand zwischen ihm und unserem Bote doch immer grösser. Da, nach fast viertelstündigem Ringen, mit einem Male ein Freudengeschrei. Der Dampfer hielt an, fuhr sogar etwas zurück. Nun von dem hoch- und niedersteigenden Bote auf das Schiff hinauf. Bestürmung des Kapitäns wegen des Verhaltens. Antwort: ein Dampfschiff wäre keine Droschke und könne nicht an einer beliebigen Stelle halten, er habe erst eine passende aussuchen müssen. — Mit dieser Aufklärung gab sich alles zufrieden. Nach der leidenschaftlichsten Erregung gegen den Kapitän nun die harmloseste Freude und Gemütlichkeit. Wie leicht beruhigt sich doch der jäh aufbrausende Sicilianer, auch hierin, wie in manchen anderen Stücken, noch mehr als die übrigen Italiener den Kindern gleichend!

Bei frisch bewegter See und unsagbar klarer Luft setzte der Dampfer seine Fahrt fort. Uns zur linken baute sich ein wahrhaft grossartiger Anblick auf. Erst ein Streifen mächtig ansteigenden Uferlandes, an dessen Ende das sogenannte Grab Therons den Blick

auf sich zieht. Dahinter die steil sich erhebenden Hochflächenwände, gekrönt mit der ergreifenden Reihe der sechs teils hoch aufrecht stehenden, teils ganz in Trümmer gefallenem Tempel. Hinter diesen die sich allmählich hebende Hochfläche, die man freilich von hier aus nicht als Boden einer früheren Stadt erkennen kann. Endlich als Abschluss der hohe Felsenkegel, der die jetzige Stadt trägt. Und wie muß der Blick auf dieses Amphitheater erst im Altertume gewesen sein, als der Strand von Schiffen wimmelte und der Uferstreifen von einzelnen Gebäuden und ganzen Hafenstädten bedeckt war, als darüber die Tempel noch in unversehrter Herrlichkeit thronten und die Hochfläche ein wahres Häusermeer zeigte, hoch oben auf dem Felsen aber der Zeustempel den Ruhm hellenischer Baukunst weithin verkündete, deren einheitliche, in sich übereinstimmende Vollendung durch den jetzt auf den Unterbauten desselben Tempels sich erhebenden Dom S. Gerlando wahrlich nicht ersetzt werden kann.

Ein solches Bild erweckt die bekannte Stelle Vergils:

Arduus inde Acragas ostentat maxuma longe
Moenia

auch im entferntesten nicht. Aber für den Römer bezeichnend ist es, daß er in seiner Schilderung die Mauern so sehr bevorzugt. Außer der hohen Lage Agrigents hebt er einzig und allein die Mauern hervor, die sich zwar sogar in ihren Trümmern noch, teils aufgemauert, teils aus dem lebendigen Felsen gehauen wie sie sind, stattlich genug auf dem Rande der Hochfläche ausnehmen, aber auch im Altertume nicht die dahinter liegende großartige Tempelreihe und noch weniger den Zeustempel auf dem Burgfelsen dem Blicke des Vorüberfahrenden entziehen konnten.

Nach etwa vierstündiger Fahrt erblickten wir Licata, das antike Phintias, traurigen Angedenkens wegen ruchloser Tyrannenthaten, jetzt eine kleine, aber lebhaften Handel treibende Stadt, die wegen ihrer Lage grade vom Meere aus als ein kleines Neapel erscheint und deshalb auch den Namen »la diletissima« führt.

Doch zunächst fesselte ein anderes Schauspiel das Auge.

Es war Abend geworden. Die Sonne ging unter, ging unter mit einer Pracht, wie ich sie nirgends wieder in Italien gesehen. Die Stadt, die hochgelegene, malerische Burg, die Berge, das Meer erschienen in märchenhafter Beleuchtung, und der Himmel zeigte einen Farbenglanz, den kein Maler wiederzugeben vermag. Hier drang zu den schönsten italienischen Farben noch etwas von Afrikas Glut herüber. Ein unvergeßlicher Anblick! Und doch wird, wer einen solchen Anblick genossen, nicht gleichgiltig werden gegen die Reize des heimatlichen Himmels, nein, er wird nur um so mehr achten auf das herrliche Himmelsblau, auf den entzückenden Sonnenuntergang, den grade im nördlichen Deutschland die Herbsttage nicht selten bringen.

So lange nun die Sonne dem jetzt ganz ruhigen Meere sich näherte, wurden die Farben immer glühender; sobald aber der feurige Ball im Wasser verschwunden war, da änderte sich fast mit einem Schlage das Schauspiel. Die glühenden Farbtöne verwandelten sich in wenigen Augenblicken in ein sanftes Blau, das ruckweise, mit der Schnelligkeit von eilenden Wolkenschatten immer dunkler wird, bis wir am Horizonte nur noch das tiefste Schwarzblau sehen. Die höheren Wolkenstreifen bewahren das Rot noch einige Sekunden,

folgen aber gleichfalls in überraschend kurzer Zeit dem allgemeinen Schwarzblau nach, ohne dafs jedoch eigentliche Dunkelheit eintritt.

So ist zu verstehen, was man so oft von dem plötzlichen Hereinbrechen der südlichen Nacht liest.

Der Vorgang weicht allerdings erheblich von den Erscheinungen ab, welche an unserem Himmel den Sonnenuntergang begleiten, da das Farbenspiel bei uns am lebhaftesten nach Sonnenuntergang wird, die verschwundene Sonne fast ersetzt und sehr lange, oft über eine Stunde, dauert. Aber auch im südlichen Italien folgt nicht im eigentlichen Sinne die Nacht unmittelbar auf den Tag. Auch hier giebt es eine Abenddämmerung — der Italiener hat ja auch einen Ausdruck dafür — aber sie ist von weit kürzerer Dauer als bei uns und tritt, was der Hauptunterschied ist, fast mit einem Rucke ein.

Das Schiff war inzwischen vor Anker gegangen. Es sollte die Nacht vor Licata bleiben, erst am andern Morgen seine Fahrt fortsetzen. Der Kapitän, mit dem ich mich sehr angenehm unterhalten hatte, der mir in der liebenswürdigsten und vertrauensvollsten Weise seine Karten und Instrumente zur Verfügung gestellt hatte, ging ans Land, in die Stadt, in der seine Familie ansässig war. Das lebhaftes Geplauder, der fröhliche Gesang der Mitreisenden verstummte, es wurde ganz still auf dem Schiffe. Drüben in der Stadt erloschen allmählich die Lichter, und links neben derselben erhob sich immer gespensterhafter auf einem hohen, ins Meer hineinspringenden Berge die am Tage so malerische Burg. Der Berg, der sie trägt, ist der Eknomus. Der Eknomus! der schon in unserer frühesten Jugend, wenn der Knabe zum ersten Male von alter Geschichte erfährt, die Phantasie so mächtig erregt. Hier auf diesem Berge, der unmittelbar vor uns aus dem Meere emporsteigt, war das unmenschlichste Marterwerkzeug aufgestellt, welches jemals Tyrannengrausamkeit erdacht hat, der eherne Stier des Phalaris, aus dessen Rachen das Wehgeschrei der in dem Bauche des Tieres gebratenen Opfer als Brüllen herauskam. Und kaum ist dieses widerwärtige Bild verschweicht, da tritt ein anderes Bild, ein furchtbares, aber zugleich großartiges vor die Seele: bei diesem Berge tobte die grösste Seeschlacht, von der die gesamte Geschichte des Altertumes weifs. Die Zeit des ersten punischen Krieges erscheint dem geistigen Auge, und aus ihr der Moment, da der Römer den Feind im eigenen Lande anzugreifen unternimmt und der Karthager der zur Überfahrt sich anschickenden Flotte des jetzt auch zur See mächtigen Gegners hier an dieser Stelle der umstrittenen Insel mit Aufbietung aller Macht entgegentritt. Das Meer bedeckt sich unabsehbar mit den kampfgereusteten, phantastisch verzierten, mit Segeln und vielen Ruderreihen versehenen Schiffen der erbitterten Gegner. Hier die 330 Schlachtschiffe der Römer, dort die noch gröfsere Zahl der karthagischen Schiffe. Das Zeichen wird gegeben, und die über 300 000 Menschen tragenden Schiffe stofsen auf einander unter allen Schrecken einer Seeschlacht, welche sich hier an Ort und Stelle die lebhaft erregte Phantasie des Reisenden in tiefer, lautloser Stille der Nacht mit den lebendigsten Farben ausmalte. —

Am andern Morgen, nach dem wunderbaren Schauspiel eines süditalischen Sonnenaufgangs, wurde die Fahrt fortgesetzt, und vorüber ging es an den beiden Stätten, welche die Erinnerung an die entschwundene Glanzzeit der grade auf Sicilien so blühenden

griechischen Kolonien von neuem wachriefen, an den Stätten, die vormals Gela und Camarina den Blicken darboten.

Beide Städte, vor langen Zeiten zerstört und verlassen, Gela schon im Altertume, Camarina wiederholt und zum letzten Male im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, berühren in eigentümlicher Weise das Gemüt des Vorbeifahrenden.

Auf dem Boden des alten Gela oder vielmehr unmittelbar daneben erblickt man eine neue Stadt, das von Kaiser Friedrich II. erbaute Terranova, das trotz seiner Kleinheit (ung. 15000 Ew.) am Meere einen ziemlich stattlichen Eindruck macht, und so wird auch wohl niemand die Stätte leicht übersehen, auf der einst griechisches Leben eine so schnell sich entfaltende und so schnell verschwindende Blüte trieb und die durch den Tod des Aeschylus geweiht ist. Die Stätte aber nicht zu übersehen, welche einstmals Camarina trug, dazu gehört schon einige Aufmerksamkeit.

Der Kapitän konnte mir, wenn er es auch nicht eingestehen wollte, nicht viel helfen. Das erkannte ich sofort aus seinen Antworten. Und so spähte ich schon lange, ehe wir in der Höhe der verschwundenen Stadt ankommen konnten, unausgesetzt nach dem öden Ufer, bis ich zu meiner Freude auf einem Hügel die einsame Kapelle entdeckte, die keine andere sein konnte als die Kapelle S. Maria di Camarana.

Das war also der Hügelrücken, auf dem die Syrakusaner Camarina anlegten, die bedauernswerte Stadt, die nur ein Spielball zwischen Syrakus, den Karthagern und den Römern sein sollte. Dreimal wurden die Bewohner von diesem Hügel, ihrem heimatlichen Boden, vertrieben und dreimal zurückgeführt oder durch andere ersetzt. Nach der Zerstörung durch die Saracenen gab es aber keinen Ersatz, da blieb die Stätte leer bis auf den heutigen Tag.

Nur wenige Mauerreste sind bekanntlich von Camarina noch vorhanden und geringe Bruchstücke eines Tempels. Ich suchte mit dem Fernrohr, konnte aber nichts erblicken.

Gegen Mittag näherten wir uns dem Vorgebirge Pachynum, das durch seine geringe Erhebung auffällt. So niedrig ist die felsige Halbinsel, in welcher das Vorgebirge besteht.

Wenn Vergil die Fahrt selbst gemacht hätte, die er gegen Ende des dritten Buches der Aeneis seinen Helden nach der eiligen Flucht vor dem bloßen Anblicke des Cyklopen um die Ost-, Süd- und Westküste Siciliens machen läßt, hätte er also das Vorgebirge Pachynum selbst umsegelt, dann würde er trotz seiner Vorliebe für das Hohe doch wohl nicht in der Schilderung der Stelle die Höhe hervorgehoben haben.

Hinc altas cautes projectaque saxa Pachyni
Radimus.

Es ist auch aus anderen Gründen fraglich, ob der kränkliche Dichter, wenn es auch von ihm in der unter dem Namen Donats gehenden Vita heißt: »secessu Campaniae Siciliaque plurimum utebatur«, alle Punkte der Insel Siciliens, welche die Schauplätze seiner Dichtungen bilden, selbst gesehen hat, ein Grund mehr, die Schilderung erklärlich zu finden, die er, wie wir uns oben erinnerten, von Agrigent giebt.

Vielleicht hat sich Vergil durch den Namen verleiten lassen, bei dem Promontorium Pachynum an eine bedeutende Erhöhung zu denken, wie es auch dem unbefangenen

Reisenden leicht begegnen kann, daß er hier, wie an den beiden andern Ecken des Dreiecks Siciliens, sich durch die Niedrigkeit der »Vorgebirge« getäuscht sieht.

Ehe man von Westen aus das Capo Passaro, wie die Südostspitze bekanntlich jetzt heißt, erreicht, sieht man einen Sandsteinfelsen in mässi-ger Entfernung vom Lande aus dem Wasser hervorrage-n, der einen Leuchtturm trägt. Es ist die *Isola della Correnti*, der südlichste Punkt Siciliens. Und als das Schiff in scharfer Wendung um die Südostspitze der Insel gefahren war, vorbei an dem kleinen Hafen *Porto di Palo*, dessen Ostseite *Capo Passaro* bildet, und wir schon an der Ostküste eine Strecke nach Norden zurückgelegt hatten, da tauchte wiederum eine leuchtturmtragende Insel auf, die den gleichen Namen wie das Kap führt. Die Notwendigkeit der Leuchttürme konnte man hier nicht bezweifeln, ebensowenig wie an so vielen anderen Stellen der sicilischen Küste. Die Leuchttürme machten also kein Kopfzerbrechen. Aber die beiden Inseln an der West- und Nordseite vom Promontorium *Pachynum* wurden mir doch unbequem. Sie brachten mich in große Versuchung, mein philologisches Gewissen nämlich. Gar zu gern hätte ich Vergils »*projectaque saxa*« auf sie gedeutet. Aber die Worte des Dichters ließen es leider nicht zu. Sonst stehe ich nicht dafür, daß die Forderung, nichts in den Schriftsteller hineinzuerklären, das Gelüst nach einer philologischen Entdeckung genügend zurückgedrängt hätte.

Als wir an der *Isola di Passaro* vorüberfuhren, machte mich der Kapitän darauf aufmerksam, daß sich hier eine *Tonnara* befindet, eine Fangstätte für den Tonno, den Thunfisch, den wichtigsten Fisch Siciliens, der an Bedeutung selbst den Schwertfisch übertrifft und neben den Korallen die wertvollste Meeresbeute für den Sicilianer ist, freilich nicht als Nahrungsmittel der ärmeren Volksschicht, die sich mit billigeren Fischen begnügt.

Der Thunfisch kommt in sehr verschiedenen Größen und Gewichten in den Handel, von ungefähr drei bis über hundert Kilogramm. Sein Fleisch sieht dem Rindfleisch auffallend ähnlich, wovon der Reisende sich leicht auf den Fischmärkten überzeugen kann, die besonders in Catania und Messina interessant sind. Hier machte es mir, dem Binnenländer, viel Vergnügen zu sehen, wie das Fleisch pfundweise von den großen Fischen abgehackt wurde. Im Geschmack gleicht der Thunfisch unserem Lachs. Ich habe ihn wiederholt und in verschiedenen Zubereitungen gegessen, am häufigsten »*sott'olio*«, aber mit Hinzufügung von Essig, den der Italiener wenig liebt.

Schon im Altertume spielte der Thunfischfang eine große Rolle. Hat er doch sogar den Griechen die erste Veranlassung zur Aussendung von Kolonien gegeben. Davon wußte nun freilich der Kapitän nichts, und man konnte daraus dem braven Manne, der von der Pike auf gedient hatte, gewiß keinen Vorwurf machen. Auch hütete ich mich wohl, ihm die Sache auseinanderzusetzen, so lebhaft sie mich auch beschäftigte, als ich durch ihn zum ersten Male auf eine Stelle aufmerksam gemacht wurde, an denen der historische Fisch jetzt gefangen wird. Ich hörte ihm viel lieber zu, wie er die Art des Fanges beschrieb. Und diese Sache verstand er gründlich, hatte er gründlich gelernt. Er war bis zu seinem zwanzigsten Jahre Fischer gewesen. Die Lebhaftigkeit und Gewandtheit und Anschaulichkeit der Schilderung aber hatte er nicht zu lernen brauchen, das war ihm als glückliches Erbteil seiner Nation zugefallen. Ich mußte wieder an die Besuche denken, die ich vor vierzehn Tagen dem Gymnasium in Palermo abgestattet hatte und die mir noch mehr als

an den Gymnasien in Rom den Unterschied zwischen der Darstellung der italienischen und der deutschen Jugend zum Bewußtsein gebracht hatten. Die Redefertigkeit findet sich eben bei jung und alt in Italien.

Die Angaben des Kapitäns waren so bestimmt und anschaulich, daß ich eine klare Vorstellung von der Sache hätte bekommen müssen, auch wenn ich zuvor nichts über den Fang gelesen hätte. In die Tiefe des Meeres werden nämlich ungeheure Netze senkrecht hinabgelassen, und zwar so, daß sie mehrere hintereinanderliegende und miteinander in Verbindung stehende Kammern bilden, von denen die letzte camera della morte, Kammer des Todes, heißt. Von der ersten Kammer gehen zwei lange Netzwände aus, eine nach dem Lande zu, die andere auf das Meer hinaus. Und wie vermutlich schon im Altertume, liegen Wächter auf der Lauer, um die Ankunft des Raubfisches, der vom April an aus dem atlantischen Ozean in das Mittelmeer und besonders an die Küsten Siciliens in größeren oder kleineren Zügen kommt, zu erspähen. Sind solche Züge in sight, dann gilt es zunächst, unter geschickter Benutzung der langen Netzwände die Tiere mehr und mehr abzuschließen und sie dann in die erste Kammer zu treiben, von dieser in die zweite und so fort, bis die Opfer in der Kammer des Todes angelangt sind, welche einen starken Netzboden hat. Der Eingang wird verschlossen, der Netzboden heraufgezogen, und so werden die Gefangenen der Oberfläche des Wassers nahe gebracht. Jetzt folgt der geräuschvollere Teil des Fanges, die Schlacht. Durch eine rote Fahne, also ganz so wie die Schlachten der römischen Heere, wird sie angekündigt. Die bisherige bange Erwartung der zahlreichen Fischer macht einer wilden Lust Platz. Unter den lautesten Ausbrüchen der Freude stürzen sie sich von allen Seiten auf die Fische, denen der heraufgezogene Netzboden einen bis zwei Meter Wasser frei läßt, und stechen und schlagen mit Spießsen und Harpunen auf die wild um sich schlagenden Tiere los, selbst immer hitziger werdend. Das Blut fließt in Strömen, in weitem Umkreise färbt sich das Meer. Die Tiere werden immer stiller, desto lauter der Jubel der Fischer, am lautesten, wenn die Beute ans Land gebracht wird.

Wir waren noch beim Gegenstande unserer Unterhaltung, da konnte mich, etwa eine Stunde nach Umsegelung der Südostspitze, der Kapitän wiederum auf eine Tonnara aufmerksam machen. Im ganzen giebt es solcher Thunfischfänge gegen dreißig an Siciliens Küsten.

Bald darauf erblickten wir die Mündung eines Flüsches, eines ganz kleinen Flüsches, das aber an eine ergreifende Begebenheit der alten Geschichte erinnert. Es ist der Asinarus, jetzt Falconara genannt, an welchem einst der letzte Rest des stolzen atheniensischen Heeres, das sich vergeblich an die Eroberung von Syrakus gemacht hatte, auf dem Rückzuge, der bald zur Flucht wurde, seinen Untergang fand.

Syrakus! Ja, wir fahren auf Syrakus zu. In noch nicht einer Stunde mußte der Dampfer dort sein. Wessen Brust möchte sich nicht heben in freudiger Erregung, die Stadt zu sehen, welche einen Namen in der Geschichte erlangt hat, wie wenige andere, die Stadt, welche über siebenhundert Jahre vor Christi Geburt von griechischen Kolonisten auf einer kleinen, hart am Gestade liegenden Insel angelegt, bald zu einer Großstadt ersten Ranges sich erhob und mit zahllosen Prachtgebäuden sich weithin über das Festland erstreckte, die Stadt, deren Bewohner, durch einen unvergleichlichen Hafen begünstigt, sich durch ausgedehnten Handel unermeßliche Reichtümer erwarben und zugleich der Kunst

und der Wissenschaft eine gefeierte Stätte bereiteten, die Stadt, die im innern wechselvolle Geschieke erlebte, bald von edlen Bürger geleitet, bald von klugen Herrschern regiert, bald von den härtesten Tyrannen geknechtet, und die nach aufsen nicht minder wechselvolle Geschieke erlebte, bald fast ganz Sicilien beherrschend, bald von übermächtigen Feinden, den Karthagern, den Athenern, den Römern, durch denkwürdige Belagerungen an den Rand des Verderbens gebracht, bis sie in dem alles verschlingenden Römerreiche aufgehen mußte, seitdem nur noch als ein schwacher Abglanz ihrer glanzvollen Vergangenheit fortlebte und nach der Zerstörung durch die Sarazenen endlich zu einer bedeutungslosen, kleinen Stadt herabsank, welche sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Die Stadt sollte ich sehen! Fast wünschte ich, nichts von ihrem Verfall zu wissen, nichts von ihrer jetzigen Bedeutungslosigkeit, um desto mehr von dem Gegensatze zwischen dem aus der Geschichte so wohl bekannten Einst und dem Jetzt überwältigt zu werden.

Unter solchen Betrachtungen war die letzte Stunde der Fahrt schnell verflossen. Jetzt bogen wir in scharfer Wendung nach Westen um eine felsige, von Wogen umbrandete Landspitze, das Vorgebirge Plemmyrium, ein weites Gesichtsfeld öffnete sich unseren Augen, die zuletzt nur den Blick auf die gleichförmig kahle Küste hatten, und — trotz allem, was ich vorher gehört und gelesen, war ich aufs höchste überrascht, doppelt überrascht. Zunächst von der Natur des Hafens. So weit, so sicher, so schön hatte ich ihn mir doch nicht vorgestellt, wie er sich hier vor dem erstaunten Blicke ausweitete fast in der Gestalt einer Ellipse mit schmalen Eingänge zwischen dem eben erwähnten Vorgebirge Plemmyrium und der Endspitze der diesem gegenüberliegenden Insel. Überrascht aber auch von der Öde des Hafens. Dafs er, da der Handel der Stadt jetzt ohne Bedeutung ist, keinen regen Schiffsverkehr zeigen würde, war ja zu erwarten. Aber was erblickte ich in diesem Hafen, der fast zehn Kilometer Umfang hat (genau 9450 Meter) und für Tausende von Schiffen Raum genug bietet? Nichts, kein einziges Schiff. Ein paar kleine Bote am Lande sah ich erst später. Das Dampfschiff, welches nunmehr zwischen Vorgebirge und Inselspitze hindurch gefahren war und auf den weit entfernten inneren Winkel dieses herrlichen Hafens zusteuerte, war das einzige Schiff auf der weiten Wasserfläche. Und was zeigten die Ufer, die hier steil, dort allmählich sich erhebend, in ungeheurem Bogen den Hafen umfassen, überragt in weiter, weiter Ferne vom schneebedeckten Haupte des Aetna? Im Altertume hatten sie den reichsten und mannigfaltigsten Schmuck von Vorstädten und einzelnen Gebäuden aller Art überall an dem damals von Schiffen wimmelnden Hafen von den Händen betriebsamer Menschen erhalten. War der Hafen doch, wie Cicero sagt, von der Stadt selbst beinahe umschlossen. Jetzt sieht man nur die rechter Hand liegende kleine Insel, die Wiege der alten Stadt, deren Seite nur den zehnten Teil des Hafenumfanges bildet, mit Gebäuden bedeckt, das ganze übrige Ufer rings um den leeren Hafen leer. Nur zwei teilweise erhaltene Säulen, Reste des im Altertume hochgepriesenen Tempels des olympischen Zeus, welche gegenüber der Insel in ergreifender Einsamkeit aus dem Ackerboden emporragen, erinnern noch an die entschwundene Pracht und Herrlichkeit.

Das Dampfschiff hatte endlich die lange Fahrt durch den Hafen vollendet, der seinen Namen Porto grande mit Recht tragen würde, auch wenn es nicht an der anderen Seite der Insel einen kleineren Hafen gäbe. Wir landeten, ich stieg mit den wenigen

Reisenden ans Land und erhielt bei der ersten Besichtigung der kleinen Stadt denselben Eindruck, wie bei der Einfahrt in den Hafen.

Es ist deshalb von dem jetzigen Syrakus nicht viel zu berichten.

Gleich bei der Einfahrt fällt die Promenade am Hafen ins Auge, auf welcher die Syrakusaner nach einer in allen italienischen Städten herrschenden Gewohnheit täglich zur bestimmten Stunde, die nach der Jahreszeit wechselt, spazierenfahren oder gehen und auf der, wie ebenfalls an allen Orten, die Militärmusik unentgeltlich spielt. Wenn ich aber hoffte, daß doch wenigstens in Syrakus mir der Corso Gelegenheit geben würde, an der Tracht etwas Volkstümliches zu sehen, so fand ich mich wieder einmal getäuscht. Auch hier bei den Vornehmeren nur Nachahmung französischer oder englischer Mode. Die *Passeggiata pubblica* an dem großen Hafen verdient aber doch besucht zu werden. Man wird hier nicht müde, über die große Wasserfläche, die sich mit dem schmalen Streifen des Einganges in das unendliche Meer verliert, immer wieder Blicke zu werfen und sich an den schönen Anlagen, an den schönen Sträuchern zu erfreuen, von denen viele ein fremdartiges Aussehen haben.

Vor einem besonders fremdartigen Strauche mit gelblichweißen Blüten und einem eigentümlichen und doch sehr bekannten Geruche blieb ich stehen und fragte einen in der Nähe sich ergehenden Herrn nach dem Namen desselben. Man kann als Fremder überall in Italien, in kleinen und großen Städten, jedermann, Damen und Herren, Civil und Militär, auf der Straße, im Omnibus, in Konzerten, wo es nur immer sei, ohne weiteres anreden und stets der höflichsten und artigsten Antwort und Auskunft sicher sein. Oft genug wird man auf die Frage nach dem Wege nicht bloß auf das genaueste unterrichtet, sondern auch noch begleitet, nicht selten bis an den erfragten Punkt. Und je weiter südlich, desto größer im allgemeinen die Aufmerksamkeit gegen den Forestiere, den Fremden, der eine mit der Entfernung von seinem Heimatsorte wachsende Bedeutung in den Augen der Italiener erhält. Auch hier in Syrakus empfang ich auf meine Frage die bereitwilligste Auskunft und mit der Auskunft zugleich einen schnell gepflückten Strauß von den Blüten des — Vanillenstrauches. Denn ein solcher war es. Daher auch der bekannte Geruch, den ich aber nicht gleich unterbringen konnte.

Es waren öffentliche Anlagen, und ich konnte die Frage nicht unterdrücken, ob es denn erlaubt sei, die Blüten zu pflücken. Sonst nicht, war die Antwort, aber einem Forestiere gegenüber wäre es selbstverständlich erlaubt.

Schon vorher, bei der Mittagstafel, zwischen 5 und 6 Uhr, zu der in ganz Italien bei den Wohlhabenden üblichen Zeit, waren mir in der vorzugsweise von Offizieren besuchten Trattoria di Roma mehrfache Beweise italienischer, genauer sicilianischer Höflichkeit zu teil geworden. Außerdem erregte hier die italienische Küche besondere Aufmerksamkeit. Die Zubereitung war ja die bekannte, die nicht jedermann zusagt, die jedoch auf Verlangen etwas geändert wird. Aber die zur Verwendung gekommenen Efswaren waren von vorzüglicher Beschaffenheit. Haben doch die so mannigfaltigen Fische von Syrakus mit Recht einen großen Ruf, ist doch das Gemüse ganz besonders zart, und bewahrt doch der Honig von Syrakus wie der Honig der nahen Hybläischen Berge denselben Wohlgeschmack, der ihn schon im Altertume mit dem Hymettischen Honig in Attika und mit dem Honig von Tarent wetteifern liefs. Dazu sind die Syrakusaner Weine fast die besten und feurigsten

von ganz Sicilien. Besonders feurig der, welcher auf der schon mehrfach erwähnten felsigen Halbinsel Plemmyrium wächst, die von der Sonne durchglüht und von der Seeluft durchfeuchtet wird. Hier ist es auch, wo die sonderbare, an die märchenhaften Gärten des Homerischen Alkinous erinnernde Erscheinung beobachtet wird, daß neben reifen Trauben neue Blüten sich entfalten.

Am Abend erschien die sonst so stille, ja öde Stadt in lebhafter Erregung. Es war gerade der Erinnerungstag der Einigung Italiens, der überall im neuen Königreiche gefeiert wird. Fast die Hälfte der ungefähr zwanzig Tausend Syrakusaner strömte zusammen auf dem größten Platze der Stadt, auf dem Domplatze, an welchem der in die Säulen eines antiken Tempels hineingebaute Dom S. Maria del Piliero emporragt.

Auf dem glänzend erleuchteten Platze fand ein großes Konzert statt. Die Musik war nicht übel, die Beobachtung der Gesichter und der Trachten aber doch interessanter.

Ich weiß wohl, grade der Reisende muß sich vor schnellem Urteil hüten. Aber bei der Menge der auf dem Platze zusammengedrängten Personen, die ich beobachten, von denen ich viele in unmittelbarer Nähe sehen, nicht wenige anreden konnte, darf ich mir vielleicht doch ein Urteil erlauben. Auch sind ja in manchen Dingen die ersten Eindrücke die richtigsten. Genug, mir erschienen die Gesichter der Frauen erheblich hübscher, als ich sie in den von mir besuchten Städten der Westküste Siciliens gesehen hatte. Auch das griechische Profil, das besonders die Frauen in Syrakus bewahrt haben sollen, fehlte nicht. Genauer über diesen interessanten Gegenstand zu sagen, dazu reichen meine Beobachtungen nicht aus, und ich habe nirgends gefunden, daß über den Schnitt der Nase in Syrakus statistische Erhebungen gemacht sind. Sie wären eben so lohnend wie die Untersuchungen, die bei uns vor einigen Jahren über Farbe der Augen und Haare angestellt wurden.

Für die italienischen Verhältnisse ist es selbstverständlich, daß alle Stände an dem Feste auf dem Domplatze und in den angrenzenden Straßen teil nahmen. Daher war hier doch eine Nationaltracht einigermaßen vertreten, der Manto, ein schwarzseidener Ueberwurf, der zugleich als Kopfschmuck dient und insofern an die schwarzen Spitzenschleier erinnert, die man in Genua, in Mailand, in Venedig u. a. O. auch jetzt noch sieht und die gleichfalls Kopf und Schultern bedecken.

Der Manto wird von den Frauen der Mittelklasse getragen, die es sonst auch lieben, sich auf dem Corso zu zeigen. Ob sie diesmal mit Rücksicht auf das Fest des Abends der *Passaggiata publica* ferngeblieben waren oder dort neben so vielen Vornehmen sich der volkstümlichen Tracht schämten?

Die Frauen der unteren Klassen waren schon von weitem an bunten Umschlagtüchern zu erkennen, für die sie hier, wie an anderen Orten, grelle und schreiende Farben mit besonderer Vorliebe wählen.

Einige älteren Frauen hatten den Spinnrocken mitgebracht und spannen in der ursprünglichen Weise, ohne Gebrauch des doch schon vor mehr als dreihundert Jahren erfundenen Spinnrades. Die Spindel hängt nämlich an dem Faden herab und wird durch die Finger in Bewegung gesetzt. Der jedesmal gesponnene Faden wird von derselben Hand auf die Spindel gewickelt, während die andere Hand den Spinnrocken trägt. So kann man

freilich auch im Spaziergehen spinnen, und diese ursprüngliche, unverbesserte Spinnweise trifft man in ganz Italien nicht selten an, namentlich in den Dörfern und kleinen Städten. Hier aber in Syrakus erinnerte der Spinnrocken in den Händen der Frauen zugleich daran, daß er nach dem aus Syrakus gebürtigen Dichter Theokrit in dieser Stadt erfunden sein soll.

Die Männer der mittleren und unteren Klassen waren fast alle dunkelbraun oder dunkelblau gekleidet, und auf vielen Köpfen war die braune phrygische Mütze zu sehen, während z. B. in Neapel die rote Mütze gebräuchlich ist.

Den Beschluß des Festes bildete etwas, ohne das sich kein Italiener ein Fest, weder ein weltliches noch ein kirchliches, denken kann, ein Feuerwerk, das in seinen Glanzteilen von rauschendem Beifalle begleitet wurde und dessen allen zu frühes Ende laute Äußerungen des Bedauerns, auch des Mißfallens hervorrief.

Nach Beendigung des Feuerwerks, um Mitternacht, zog der größte Teil der Menge, die Musik voran, durch die Hauptstraßen der Stadt, und es dauerte immer noch einige Zeit, bis dieser an Eindrücken so überreiche Reisetag (der zweite seit der Abfahrt von Agrigent) sein von dem ermüdeten Reisenden schließlich doch herbeigewünschtes Ende fand.

Die folgenden Tage waren der Besichtigung der aus dem Altertume erhaltenen Reste gewidmet.

So wenig über die neue Stadt zu sagen ist, so unermesslich reich ist der Stoff, den die alte Stadt darbietet. Schon seit Jahrhunderten ist ihre Stätte von Gelehrten und Altertumsfreunden innerhalb und außerhalb Italiens durchforscht, und das mit einem Interesse, wie es nur noch wenigen Stätten des Altertumes zugewendet ist. Was aber das glücklichste, alle diese wissenschaftlichen Arbeiten, die es sich zur Aufgabe machten, das Bild der mächtigsten und einflußreichsten griechischen Stadt, die es in Italien, Sicilien und Gallien gegeben hat, durch Deutung ihrer Reste richtig zu stellen, sind im letzten Jahrzehnt durch ein Werk zusammengefaßt und zu einem bedeutsamen Abschlusse gebracht, das wir der Freigebigkeit der italienischen Regierung und dem Fleiße, der Sachkenntnis und dem Scharfsinn eines deutschen und zweier italienischer Archaeologen verdanken. Ich meine die im Jahre 1883 erschienene, schon lange zuvor mit Spannung erwartete *Topografia archeologica di Siracusa* von Holm und den beiden Cavallari, Vater und Sohn.

Diese Topographie ist einzig in ihrer Art und verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu sein. Aber das von dem italienischen Kultusministerium glänzend ausgestattete Werk, dessen Wert durch vortreffliche Karten noch erhöht wird, ist im Buchhandel nicht zu haben und auf Umwegen nur unter erheblichen Kosten zu beschaffen. Da war es von Bernhard Lupus ein glücklicher Griff, als er es vor drei Jahren unternahm, das italienische Werk durch eine deutsche Bearbeitung zu einem sehr mäßigen Preise dem gebildeten Deutschland leichter zugänglich zu machen. Ganz besonderen Dank verdient er dafür von Seiten der Lehrer, welche den geschichtlichen oder den altklassischen Unterricht an den höheren Lehranstalten zu erteilen haben.

Angesichts solcher Arbeiten und angesichts so mancher trefflichen Einzelschilderungen, wie sie uns u. a. unser Landsmann und römischer Bürger Gregorovius geschenkt hat, fühlt man sich sehr eingeengt, wenn man »Reiseerinnerungen« geben will. Wer mag noch

einmal sagen, was schon andere und vollends was andere besser gesagt haben! Da bleibt nichts übrig als auf vieles zu verzichten, über anderes schnell hinweggehen und nur hier und da etwas zu verweilen. Dies Verfahren bietet zugleich einen äußeren Vorteil. Es wahrt die bekannte »Rücksicht auf den beschränkten Raum«.

Von den antiken Resten innerhalb der Inselstadt, der Urstadt, auf welche das jetzige Syrakus zusammengeschumpft ist, wollen wir uns nur bei der Arethusaquelle etwas länger aufhalten.

Die im Altertume hochgepriesene Quelle zieht noch jetzt wohl bei allen Reisenden die Aufmerksamkeit auf sich, und wer im Vergil gelesen hat:

Sicanio praetenta sinu jacet insula contra

Plemmyrium undosum; nomen dixere priores

Ortygiam. Alpheum fama est huc Elidis amnem

Occultas egisse vias subter mare, qui nunc

Ore, Arethusa, tuo Siculis confunditur undis

und sich dazu der Worte erinnert, mit denen Cicero in der berühmten Beschreibung von Syrakus so nachdrücklich der Quelle gedenkt: in hac insula extrema est fons aquae dulcis, cui nomen Arethusa est, incredibili magnitudine, plenissimus piscium; qui fluctu totus operiretur, nisi munitione ac mole lapidum disjunctus esset a mari, der sucht die Arethusa mit doppeltem Interesse auf. Man findet sie am Ende der schönen Hafenanlagen, vom Salzwasser nur durch schmale Reste des von Cicero erwähnten Mauerwerks getrennt, sie, die Süßwasserquelle, deren ursprünglich vortreffliches Trinkwasser erst im Mittelalter, und zwar durch das Erdbeben vom 4. Februar 1170, welches Seewasser in die Quelle brachte, einen Beigeschmack von Salz erhalten hat. Und das ist nicht die einzige Veränderung, die wir an ihr feststellen können. Cicero rühmt ihren Reichtum an Fischen, nennt sie »plenissimus piscium«, und Diodor (V, 3) spricht sogar von heiligen Fischen der Arethusa: ταύτην (Ἀρέθουσαν) οὐ μόνον κατὰ τοὺς ἀρχαίους χρόνους ἔχειν μεγάλους καὶ πολλοὺς ἰχθύδας, ἀλλὰ καὶ κατὰ τὴν ἡμετέραν ἡλικίαν διαμένειν συμβαίνει πάντους, ἰεροὺς ὄντας καὶ ἀθικτοὺς ἀνθρώποις. Jetzt zeigen sich Fische nur spärlich in ihr. Doch das wäre ein untergeordneter Umstand, was aber die »incredibilis magnitudo« betrifft, die Cicero der Quelle beilegt, so scheint die letztere allerdings im Altertume eine unverhältnismäßig größere Ausdehnung gehabt und sich in Art eines Sees fast bis zur Stelle des jetzigen Domes erstreckt zu haben, der von ihr 265 Meter entfernt ist.

In der Erklärung ihrer Entstehung hat man lange Zeit geschwankt. In früheren Jahrhunderten suchte man ihren Ursprung in den Wasseradern des Festlandes, welche, wie man meinte, aus größerer Entfernung das Wasser der Quelle auf der Insel zum Vorschein brächten. Dann wollte man sie mit den künstlichen Wasserleitungen des Festlandes in Zusammenhang bringen. So namentlich Schubring, der in der bekannten scharfsinnigen Abhandlung, die er 1864 im Philologus veröffentlichte, die Arethusa als den »Endpunkt des großen, viel verzweigten Crimitaquaeductes, dessen ganzes System auf dieses Ziel hingerrichtet ist« hinzustellen sucht. Diese Ansicht ist als unhaltbar erwiesen, und die Arethusa gilt wieder als eine auf natürliche Weise entstandene Quelle. Was man aber früher bei der ungenügenden Kenntnis von den unterirdischen Wasserverhältnissen nur vermuten

konnte, ist jetzt wissenschaftlich fast zur Gewissheit erhoben, und zwar zuerst durch Cavallari, der schon 1879, also vor der Veröffentlichung der großen Topographie, in der Abhandlung »Sulla topographia di alcune città greche in Sicilia e dei loro monumenti« (im Archiv. stor. Sic. anno IV) sich über den Gegenstand ausgesprochen hat. Nach ihm ziehen sich zahlreiche natürliche Wasseradern, die von den Höhen der westlichen Berge zu kommen scheinen, unter dem Boden von Syrakus hin. Außerdem sickert Wasser durch den oberen Kalktuff und sammelt sich auf dem vulkanischen Felsengrund. Diese durchgesickerten Wassermassen aber verlaufen ebenso wie die einzelnen Wasseradern, der natürlichen Abdachung des undurchdringlichen vulkanischen Grundes folgend, nach dem Meere, zuweilen auch unter das Meer hin und kommen auf der Insel an mehr als einer Stelle zum Vorschein, ja, sprudeln sogar an einzelnen Punkten des großen und kleinen Hafens aus dem Meeresgrunde empor, wie z. B. der sogenannte Occhio della Zilica gegenüber der Arethusa. So verdankt auch diese ihren Ursprung den natürlichen unterirdischen Wassermengen der Insel, mit denen sie durch zwei natürliche und vier künstliche Kanäle in Verbindung steht.

Den klugen Griechen war übrigens der Wasserreichtum unter dem Boden der Insel ebenso wenig unbekannt wie der unter dem Boden der festländischen Stadt. Noch jetzt lassen sich zahlreiche, in den Fels getriebene Brunnencylinder, namentlich auf der Insel und in Unterachradina, nachweisen, durch welche die alten Syrakusaner sich das unterirdische Trinkwasser zunutze zu machen verstanden haben. Sie konnten im Falle einer feindlichen Einschließung wenigstens in betreff des Trinkwassers unbesorgt sein.

Gegen den natürlichen Ursprung der Arethusaquelle streitet auch ihre große Wasserfülle nicht, in der sie nur von den beiden Quellen der Cyané übertroffen wird. Ganz vortrefflich aber stimmt der Umstand, daß die Kunde von der Quelle bis in die ältesten Zeiten zurückgeht.

Wird sie doch schon in dem Orakelspruche erwähnt, durch welchen der Korinther Archias aufgefordert wurde, nach Sicilien auszuwandern und auf der Insel Ortygia seinen Wohnsitz zu nehmen:

*Ὀρτυγίη τις κείται ἐν ἠεροειδέϊ πόντῳ
Τριναζίης καθύπερθεν, ἐν Ἀλφειοῦ στόμα βλύζει
Μισγόμενον πηγᾶς εὐραιέης Ἀρεθούσης.*

Und wenn der uns von Pausanias (V, 7, 3) aufbewahrte Orakelspruch gefälscht sein sollte, was ja bekanntlich bei den Orakelsprüchen oft genug vorkam, wenn grade die angeführten Verse erst später hinzugedichtet sein sollten, so würde das hohe Alter der Arethusa noch aus anderen Nachrichten hervorgehen, unter anderem auch daraus, daß ihre auffällende Wassermenge schon im frühen Altertume zu der bekannten Mythenbildung, auf die auch der Orakelspruch hindeutet und deren Erwähnung sich der fleißige Vergil nicht entgehen läßt, Veranlassung gegeben hat, nach welcher sie, die Quelle, oder vielmehr, nach der poetisch belebenden Anschauung der Alten, die Quellnymphe ursprünglich im Peloponnes gelebt habe, aber vor den Nachstellungen des Flusses Alpheus geflohen, von diesem unter dem Meere weg verfolgt und hier auf dieser Insel von ihm erreicht und mit ihm vereinigt emporgesprudelt sei. Ja, in einem Punkte giebt diese Erzählung wahr-

scheinlich nicht einmal genau die ursprüngliche Sage wieder. Noch höher hinauf reicht vielleicht diejenige Dichtung des Volksglaubens, nach welcher die Göttin Artemis die Verfolgte ist, wie wir aus einer Bemerkung des Scholiasten zu Pindar Nem. I 3 erfahren: τὸν γὰρ Ἀρτεῖον φασιν ἔρωτι ἀλόγῃ τῆς Ἀρτέμιδος ἐπιδιῶξαι αὐτὴν ἄχρι τῆς Συκελίας τοῦ δὲ τέλους τῆς διώξεως αὐτόθι γενομένου, αὐτόθι σπύρειν τὴν Ἀρέθουσαν διὰ τοῦτο δὲ καὶ τὴν Ἀρτεῖν Ἀρτεϊαίαν προσαγορεύεσθαι.

Die poetische Stimmung, in welche man durch die Erinnerung an diese Sage sich versetzt fühlt, wird einesteils durch den Anblick noch erhöht. Von einem halbrunden, senkrecht abfallenden Platze nämlich, der einen herrlichen Blick über die weite Fläche des Hafens eröffnet, sieht man unmittelbar unter sich ein ziemlich großes, neuummauertes Wasserbehältnis, das mit schönen Wasserpflanzen, besonders mit Papyrusstauden, geschmückt ist und zuerst das aus zwei Grotten herausströmende Wasser auffängt. Doch gleich daneben zeigte sich mir auch die Prosa des Lebens. An einem anderen Behältnis, das von dem wohlumgitterten ersten Quellbecken sein Wasser erhält, verrichteten Waschfrauen ihre Arbeit, und zwar auf italienische Art, mit hochemporgeschwungenen Händen, wie unermüdete Drescherinnen, die einzelnen Stücke immer wieder niedersausen oder vielmehr niederklatschen lassend auf harte Steine, die am und im Wasser stehen, ein Anblick sicherlich für eine deutsche Hausfrau herzzerschneidend und auch dem Reisenden nicht ganz gleichgiltig, dem hier und da sichtbar werdende Fetzen die Frage nahe legten, wie lange wohl noch seine eigene Wäsche einer solchen Bearbeitung würde Widerstand leisten können, welche fortschreitend mit den südlichen Breitengraden immer leidenschaftlicher geworden zu sein schien.

Die »ekelhafte Natürlichkeit« der Wäscherinnen und die »zerlumpte Bettelkinder«, durch die sich Gregorovius in seiner vortrefflichen Schrift »Siciliana« beim Besuche der Quelle so abgestoßen fühlt, gehören nun einmal auch zur Prosa des Lebens. Man hat ja in Italien fast überall Gelegenheit sich an solche Erscheinungen zu gewöhnen und sie als gegensätzliches Beiwerk zu so vielen ergreifenden Stätten der Kunst, der Natur, der Geschichte mit gelassener Ergebung oder mit überlegener Heiterkeit hinzunehmen. Ob es übrigens nicht mit vielleicht auch im Altertume Zeiten gegeben hat, die hier an dem ἄμπνευμα σεμὸν Ἀρτεῖου, wie Pindar die Arethusaquelle nennt, sich zerlumpte Bettelkinder herumdrängten? Ob wohl im Altertume hier oder in unmittelbarer Nähe Waschfrauen gefehlt haben? In der That, es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß schon zur Zeit des Dionys an dieser Stelle neben der poetischen Quelle die Wäsche der Syrakusaner gewaschen ist und auch auf dieselbe Weise. Es wäre nicht die einzige Sitte, die sich in Italien aus dem Altertume erhalten hat.

Außer der Arethusaquelle und den bereits erwähnten Resten des mutmaßlichen Athenatempels auf dem Domplatze sind noch Reste eines zweiten Tempels erhalten, der als der Tempel der Diana (oder des Ἄπολλο) gedeutet wird und nach seiner teilweisen Aufdeckung der daranliegenden modernen Straße den Namen Via Diana gegeben hat. Sonst sind von den antiken Bauwerken der Insel, die ganz von dem modernen Syrakus bedeckt ist, bisher nur noch folgende als vorhanden nachgewiesen: eine Anzahl der schon erwähnten Rundbrunnen, drei unterirdische Kammern (unter dem Kastell Maniace, unter einem Casa Bianca genannten Gebäude und unter der Kirche S. Filippo), unterirdische

Felsenaushöhlungen mit Wasserkanälen und endlich an der Nordseite, nach dem kleinen Hafen zu, Reste der antiken Schiffshäuser teils oberhalb, teils unterhalb der Wasserlinie.

Aber auf dem Festlande sind die antiken Reste zahllos.

Hier liegt nördlich und nordwestlich von der Insel eine Hochfläche, die sich von der Ostküste aus über sieben Kilometer weit in Form eines Dreiecks nach Westen hin erstreckt. Im Altertume war sie, ebenso wie die zwischen ihr und der Insel liegende Senkung, größtenteils mit Gebäuden bedeckt, welche die bekannten vier festländischen Stadtteile ausmachten, jetzt erscheint sie als eine kahle, öde Fläche, die nur hie und da ein modernes Gebäude trägt, an vielen Stellen aber und besonders an den Rändern einem Trümmerfelde gleicht.

Meinen ersten Ausflug wollte ich nur bis zum Südrande der Hochfläche ausdehnen, hatte mich also nur wenig von der Inselstadt zu entfernen und konnte mir deshalb einmal ausnahmsweise eine Fußwanderung gestatten. Liegen doch auch die einzelnen interessanten Punkte hier immer nur in ganz geringen Abständen von einander entfernt.

Beim Verlassen der Insel finden wir sie auf eine Weise mit dem Festlande zusammenhängend, daß wir zweifelhaft werden, ob wir sie noch Insel oder Halbinsel nennen sollen. Sie ist nämlich durch einen breiten Damm mit dem Festlande verbunden und dieser dann wieder durch Festungsgräben zerschnitten. Die Landverbindung, welche in der Richtung von Osten nach Westen zu verläuft, war schon im Altertume — vielleicht bald nach der Gründung der Stadt oder, was wahrscheinlicher, erst unter Gelon — von den thatkräftigen Bewohnern hergestellt zusammen mit dem Kanale, welcher den Damm durchschnitt, um die beiden Häfen mit einander zu verbinden, und hatte sich, ein Werk von Menschenhänden, bis tief ins Mittelalter hinein erhalten, trotzdem dem Meere die nagende Arbeit immer weniger gewehrt wurde. Doch allmählich mußte das Menschenwerk der Kraft des Wassers weichen, das ja grade hier sogar in die Werke der Natur selbst eingebrochen ist und so den großen und den kleinen Hafen geschaffen hat. Isthmus und Kanal wurden zerstört, Karl V. aber stellte das Zerstörte nicht nur wieder her, sondern fügte dem antiken Kanale, der im Osten des Dammes dicht an der Insel verläuft, noch zwei westliche Durchschnitte hinzu, um die gleichzeitig errichteten Festungswerke durch eine dreifache Wasserlinie zu verstärken. Alles, was wir heute sehen, Damm, Kanäle, Festungsmauern und Festungsthore, rührt von jenem weltbesitzenden Kaiser her.

Den ganzen Damm hatte der ältere Dionys mit seiner festen und ausgedehnten Burg bedeckt, so daß man nur durch diese hindurch die Insel vom Lande aus betreten konnte. So vorsichtig war der Tyrann, obwohl er doch alle Bürger von der Insel vertrieben hatte und auf derselben nur seine Getreuen wohnen ließ.

Von der Tyrannenburg ist kein Stein mehr vorhanden. Wurde sie doch damals, als die Stadt unter der Führung des hochherzigen Korinthers Timoleon der Herrschaft des nachfolgenden Tyrannen, des jüngeren Dionys, ein Ende machte, von den freiheitsfrohen Bürgern vollständig niedergerissen, etwa wie Schiller in seinem Tell nach dem Falle Gefslers Zwing-Uri in Altdorf von dem Volke zerstören läßt. Auf dem freigewordenen Platze aber erbaute Timoleon, dem Volkswillen entsprechend, einen Gerichtspalast. Wie lange dies Denkmal, das die Überlegenheit der Volksherrschaft über die Gwalt Herrschaft zeigen sollte, seine Bestimmung erfüllte, wissen wir nicht. Vielleicht mußte das Gebäude

der Freiheit schon unter Agathokles einer neuen Zwingburg Platz machen. Wir kennen eben seine weiteren Schicksale nicht. Die interessanten Nachrichten über das Ende der von dem älteren Dionys errichteten und auf seinen Nachfolger vererbten Burg aber verdanken wir, abgesehen von einer allgemein gehaltenen Bemerkung Diodors (XVI 70), dem Plutarch, der in seinem Leben Timoleons (c. 22) schreibt: *ἐκήρυξε (Τιμολέων) τῶν Σιρακουσίων τὸν βουλόμενον παρῆναι μετὰ σιδήρου καὶ συνεράπτεσθαι κατασκαπτομένον τῶν τυραννικῶν ἐργμάτων. ὡς δὲ πάντες ἀνέβησαν, ἀρχὴν ἐλευθερίας ποιησάμενοι βεβαιωτάτην τὸ κήρυγμα καὶ τὴν ἡμέραν ἐκείνην, οὐ μόνον τὴν ἄκραν, ἀλλὰ καὶ τὰς οἰκίας καὶ τὰ μνήμια τῶν τυράννων ἀνέτρεψαν καὶ κατέσκαψαν. εὐθὺς δὲ τὸν τόπον συνομαλύνας ἐνοικοδόμησε τὰ δικαστήρια, χαριζόμενος τοῖς πολίταις καὶ τῆς τυραννίδος ὑπερτέραν ποιῶν τὴν δημοκρατίαν.*

Man erreicht jetzt über Damm und vier Brücken (der östliche Kanal teilt sich) durch fünf Festungsthore hindurch das Festland, geht zunächst noch in der Ebene, vorbei an üppigen Gärten und Gemüsegeldern, fängt aber bald an zu der Hochebene hinaufzusteigen. Zuerst stößt man auf bedeutende Reste eines antiken Amphitheaters, das mit Rücksicht auf den steigenden Boden theils aufgemauert, theils aus dem lebendigen Fels herausgehauen ist und selbstverständlich erst zur Zeit der römischen Herrschaft erbaut sein kann. Den Griechen waren mit Ausnahme des Faustkampfes blutige Kämpfe kein Gegenstand der Unterhaltung. Seine Entstehung fällt sogar wahrscheinlich erst in die Zeit nach dem Untergange der römischen Republik. Ist doch sogar in Rom das erste steinerne Amphitheater erst zur Zeit des Kaisers Augustus errichtet.

Etwa hundert Meter westlich vom Amphitheater, das seiner Größe nach die vierte Stelle in Italien einnimmt (das Colosseum zu Rom, das Amphitheater zu Capua sind bedeutend größer, das zu Verona nur wenig größer), erblickt man den Unterbau eines leider bis auf geringe Reste verschwundenen Altars, ohne Zweifel desjenigen, den Hiero II. erbaute. Diodor, dem wir diese Nachricht verdanken, giebt zugleich als Länge des Altars ein Stadium an, und diese ungeheure Ausdehnung wird von der Wirklichkeit noch übertroffen. Wir sehen noch jetzt den Unterbau in der Länge von 198,40 M. aus dem natürlichen Felsen herausgearbeitet. Seine Breite beträgt an dem einen Ende 21,80 M., an dem anderen 22,60 M., seine Höhe durchschnittlich 6 M. Welche vielfachen Hekatomben konnten hier geopfert werden und sind auch wohl geopfert. Berichtet doch Diodor XI 72: *καταλύσαντες τὴν Θρασυβούλου τυραννίδα συνήγαγον ἐκκλησίαν, καὶ περὶ τῆς ἰδίας δημοκρατίας βουλευσάμενοι πάντες ὁμογνωμόνως ἐψηφίσαντο . . . καὶ ἐναντὸν δὲ θύειν ἐλευθέρια καὶ ἀγῶνας ἐπιφανεῖς ποιεῖν κατὰ τὴν αὐτὴν ἡμέραν, ἐν ἧ τὸν τύραννον καταλύσαντες ἠλευθέρωσαν τὴν πατρίδα· θύειν δ' ἐν τοῖς ἀγῶσι τοῖς θεοῖς ταύρους τετρακοσίους καὶ πεντήκοντα.* Also vierhundert und fünfzig Stiere jährlich wollte das freiheitsfrohe Volk den Göttern an dem Befreiungsfeste darbringen, das zur Erinnerung an die Vertreibung des Thrasybul eingeführt wurde, und das zu einer Zeit, da noch nicht ein Altar erbaut war, welcher, wie der Hierons II., eine große Zahl von Opfertieren förmlich herausforderte.

Vom Nordende des Altars brauchen wir nach Nordosten nur etwa zweihundert Meter zu steigen, um grade am Rande der Hochebene wieder auf einen bedeutenden und hochinteressanten Rest aus dem Altertume zu stoßen, auf das bekannte griechische Theater,

das nach Diodor (XVI 83) das schönste von ganz Sicilien war und das zugleich zu den größten gehört, von denen wir überhaupt aus dem griechischen Altertume etwas wissen. Es ist oft besprochen und beschrieben, darum hier nur die kurze Bemerkung, daß sechs- undvierzig übereinander liegende Sitzreihen in der üblichen Form von verlängerten Halbkreisen noch von den ursprünglich einige sechzig zählenden Sitzreihen erhalten sind, alle aus dem aufsteigenden Felsen selbst herausgearbeitet. Das hier unter freiem Himmel versammelte Volk hatte aufer dem Schauspiele auf der jetzt bis auf wenige Reste verschwundenen Bühne noch ein anderes Schauspiel. Die Inhaber der oberen Sitzreihen wenigstens — die ärmeren — sahen über die Bühne hinweg, wie der Reisende jetzt von allen Sitzen aus, auf die fruchtstrotzende Ebene und das grüne Thal des Anapus, auf die Inselstadt mit beiden Häfen, auf das blaue Meer und die Küsten hinauf und hinunter, rückwärts aber hin zu der sich fast endlos erstreckenden Hochflächen-Stadt. Einen Teil dieser großartigen, schönen und besonders mannigfaltigen Aussicht giebt in schwachem Abglanze eines der Wandgemälde des Berliner Museums wieder, indem es den Beschauer zugleich in die alte Zeit zurückzusetzen sucht.

Schade, daß Goethe nicht in Syrakus gewesen ist. Er hätte unter anderem auch die Aussicht vom Theater genossen und dann interessante und für uns wertvolle Vergleiche mit der Lage des Theaters von Tauromenium, dem jetzigen Taormina, anstellen können, die er mit solchem inneren Anteil und selbstverständlich vollendet beschrieben hat. Mir modernem Naturfreunde erschien die Aussicht von jenem zwischen zwei steilen Felsenspitzen hoch über dem Meere thronenden Gebäude noch großartiger und schöner. Der antike Mensch aber, der zwar gegen die Schönheit der Natur nicht gleichgiltig war, der aber immer ihre nützliche Verwendung im Auge behielt, erfreute sich vermutlich mehr an dem Blicke, den ihm das griechische Theater in Syrakus auf Stadt und Umgebung gewährte.

Nur wenige Schritte vom Theater haben wir vortreffliche Gelegenheit, drei verschiedene Arten von antiken Resten in Augenschein zu nehmen, Wasserleitungen, Gräber und eine Latomie, von denen die beiden letzten für Syrakus ganz eigentümlich sind. Mich zogen zunächst die Gräber an.

Dicht hinter den obersten Sitzen des Theaters, also dessen Nordrand entlang, zieht sich von Osten nach Westen eine antike Gräberstrafse hin, die offenbar ursprünglich als Hohlstrafse in den Fels getrieben war, deren beide Seitenwände — über fünf Meter hoch — zur Aufnahme der Grabkammern benutzt wurden. Als aber das Theater erbaut oder erweitert wurde (nach oben, nach Norden zu), mußte die Südwand der Gräberstrafse bis zum Theater hin und mit ihr die Ruhestätten der Toten der Stätte der Lust und der Festfreude weichen. Noch mehr. Wie aus mehreren Anzeichen mit Recht geschlossen wird, war der ganze Abhang, an den der Zuschauerraum hinaufgeführt wurde, von Grabkammern durchhöht. Sie wurden in der ganzen Ausdehnung des Theaters und darüber hinaus den Bedürfnissen der Lebenden geopfert, ein für das Altertum, das doch die Gräber so heilig hielt, sehr bemerkenswerter Fall. Was will ein solcher Fall aber sagen gegenüber der Art, wie im Mittelalter und in neuerer Zeit durch ganz Italien hindurch die Grabdenkmäler selbst benutzt werden, zu Wasserbehältnissen und Niederlagen aller Art, zu Wohnungen für Menschen und Tiere, zu Festungen und Vergnügungsorten! Gleich hier am griechischen

Theater ist aus einem Grabe ein Weinkeller, aus einem anderen, in welches die Wasserleitung geführt ist, eine Quellgrotte geworden.

Infolge des Verlustes ihrer Südwand erschien und erscheint noch jetzt die Gräberstraße oberhalb des Theaters als eine Plattform, und die in der stehengebliebenen Nordwand ausgehöhlten Grabkammern, von denen acht erhalten sind, schauten von da an frei nach dem Theater hin. In ihrer Fortsetzung aber, die dem Theater nicht hinderlich war, blieb die Gräberstraße als Hohlweg bestehen. Er zieht sich westwärts mit einer Biegung nach Norden über das Theater hinaus, wendet sich dann in einem spitzen Winkel nach Osten zurück, bis er in der felsigen Hochebene verschwindet. Es ist ein Hohlweg von ganz besonderer Art. Man sieht noch jetzt seine fünf Meter hohen Felswände, die fünf und einen halben Meter von einander abstehen, rechts und links zu flachen Nischen von ungefähr quadratischer Form ausgehöhlt, zu denen von der Straße aus Thüröffnungen führen oder die — meist wohl infolge der Zerstörung ihrer Fronten — in ihrer ganzen Ausdehnung offen stehen und so als hohe Grotten erscheinen. Die Tempelfronten, mit denen die überwiegende Mehrzahl im Altertume geschmückt war, sind jetzt bis auf wenige Reste verschwunden. Ein besonderes Merkmal aller dieser griechischen Gräber ist die nach vorn überstehende Rückwand, durch welche sie nach oben zu eine geringere Tiefe erhalten.

Die beschriebene Gräberstraße, der bedeutendste Rest dieser Art, der uns auf dem alten Stadtgebiete erhalten ist, sieht jetzt mit ihren kahlen und leeren Nischen recht seltsam aus, muß aber im Altertume einen feierlichen und schönen Eindruck gemacht haben, besonders wenn die einzelnen Gräber an den Geburts- und Todestagen der Verstorbenen oder gar insgesamt an dem allgemeinen Totenfeste mit Kränzen und Bändern geschmückt waren. Jedenfalls war sie fleißig und lange Zeit hindurch besucht. Wir sehen noch jetzt Wagen Spuren, tief eingeschnitten in den harten Fels.

Wandelt man auf dieser Straße, dann wenden sich die Gedanken unwillkürlich zu einem Grabmale hin, das uns durch eine sehr ansprechende Erzählung Ciceros so bekannt, ja vertraut und lieb geworden ist.

Als dieser nämlich, so erzählt er, zu der Zeit, da er für die Westhälfte der Insel Quaestor war, auch einmal nach dem Osten, nach Syrakus kam und hier nach dem Grabe des Archimedes fragte, da wufste es ihm niemand zu zeigen, es wurde ihm sogar gesagt, daß ein solches überhaupt nicht vorhanden sei. So bewahrten die Syrakusaner das Andenken an den großen Mathematiker, der ihre Stadt gegen die römische Belagerung lange Zeit hindurch auf das glänzendste durch genial erfundene Maschinen verteidigt hatte, dessen hoher Wert selbst vom Feinde bereitwillig anerkannt wurde und dem sein auch durch das Getöse der Plünderung nicht gehemmter Forschungstrieb ein tragisches Ende bereitete! Cicero hatte nun, so erzählt er weiter, die Grabinschrift im Kopfe und wufste aus dieser, daß oben auf dem Grabmale eine Kugel und ein Cylinder sich befinden müßten. Er durchmusterte alle Grabdenkmäler, eine große Arbeit, besonders an dieser Stelle der Vorstadt Achradina, wo er jene in außerordentlich großer Zahl vorfand. Da erblickte er grade hier auf einer Säule, welche nur ganz wenig aus dichtem Gestrüpp und hohen Dornbüschen emporragte, die Kugel und den Cylinder, die Symbole der Bedeutung des Verstorbenen, welche zugleich speziell an einen von diesem entdeckten mathematischen Satz erinnern sollten. »Das wird

es sein«, ruft der lebhaft Cicero den ihn umstehenden vornehmen Syrakusanern erfreut zu, läßt durch Arbeiter mittelst Sichern einen Zugang bahnen, wozu, wie er mit Nachdruck hervorhebt, viele Arbeiter nötig waren — so sehr war das Grab verwachsen — und findet nun wirklich am Fulse der Säule jene Inschrift, welche ihn auf die richtige Spur geleitet hatte. Dieser hübschen und von ihm mit sichtlichem Behagen vorgetragenen Erzählung fügt Cicero mit gerechter Befriedigung hinzu, daß also die Syrakusaner sich erst von einem Fremden das Grabmal eines ihrer scharfsinnigsten Mitbürger hätten zeigen lassen müssen.

Wäre uns doch dieses Grabmal erhalten, gehörte es doch in einer für uns kenntlichen Weise zu den so zahlreichen Gräbern, welche aus allen Zeitabschnitten von der vorgriechischen (sikelischen) Zeit an bis zu den christlichen Katakomben an vielen, man möchte fast sagen, an allen Stellen des alten Syrakus und in dessen Umgegend noch bis auf den heutigen Tag zu sehen sind.

Die Phantasie der Syrakusaner hat sich zwar zu helfen gewußt, hat ohne weiteres und mit Nichtbeachtung der bekannten Stelle in Ciceros Tusculanen von denjenigen antiken Gräbern, welche unmittelbar neben der Cataniastraße nicht weit vom jetzigen protestantischen Kirchhofe sich befinden, das stattlichste für den Archimedes ausgesucht. Dasselbe trägt also den ihm beigelegten Namen ebenso wenig mit Recht, wie dasjenige, welches in seiner Nähe den Fremden jetzt als die Tomba di Timoleone gezeigt wird. Doch lohnt es sich, die Beschreibung nachzulesen, welche die Topographie von Cavallari-Holm und nach ihr Lupus von der sogenannten Tomba di Archimede geben. Man wird ein interessantes Beispiel eines griechisch-römischen Grabes finden.

Bis zum Jahre 1881 war das Grab, welches jetzt fast jeder Fremde aufsucht, ein Stall. Auf seinem Boden hatte sich Erde und Mist fast zwei Meter hoch angehäuft. Die Regierung ließ das entstellte Denkmal reinigen und nahm es unter ihren Schutz.

Die Erinnerung an die Gräber, die hier, wie durch ganz Italien hindurch, die Teilnahme und die Phantasie in höchstem Grade erregen, hat mich von der Stelle, bis zu welcher wir in unserer Wanderung gekommen waren, fortgeführt. Kehren wir zu der Gegend des Theaters zurück, bei welchem wir die wichtigste der erhaltenen Gräberstraßen ihren Anfang nehmen sahen, und begeben wir uns an die Ostseite desselben. Hier finden wir in unmittelbarer Nähe eine Latomie, einen Steinbruch aus der alten Zeit.

Die zahlreichen Latomieen von Syrakus (dicht neben der genannten befindet sich schon wieder eine) sind auf sehr natürliche Weise infolge der ungeheuren Bauthätigkeit der Stadt entstanden, haben aber eine auf Überlieferungen des Altertums sich stützende düstere Berühmtheit erhalten, namentlich als Gefängnisse des letzten Restes des unglücklichen athenischen Belagerungsheeres, das uns schon der Asinarus in Erinnerung brachte, und als Kerker für die Gefangenen der Tyrannen.

Grade die Latomie, welche fast bis an die Ostseite des Theaters sich erstreckt und von diesem nur durch ein fünfzig Meter breites Stück des Felsabhanges getrennt ist, grade die Latomia del Paradiso, wie sie jetzt heißt, erinnert durch den allgemein üblichen Namen eines ihrer Teile an den älteren Dionys.

Jedermann kennt das sogenannte Ohr des Dionys. Es ist eine ungefähr sechzig

Meter hohe Seitenhalle, die in ihrem Ausschnitte eine eigentümlich gewundene Form zeigt und eine merkwürdige Akustik hat. Ein im Anfange dieser Halle oder Grotte gesprochenes, auch nur leise gesprochenes Wort wird am Ende derselben und besonders oben auf der Höhe der felsigen Hochebene, zu welcher hin sich die Wände allmählich einander nähern, so daß sie sich teils berühren, teils eine schmale, flache Decke über sich lassen, jedes Wort wird also hier oben ganz deutlich verstanden, am allerdeutlichsten in einer der oben erwähnten Felsenkammern der Plattform, zu der ein vielbesprochener enger Gang von dem oberen Ende unserer Halle führt.

Diese auffallende Schallfortpflanzung, dazu die Nachrichten aus dem Altertume von der Benutzung der Latomieen als Gefängnisse und die Spuren von einzelnen Klammern, welche sich in den Wänden finden und bis auf den heutigen Tag jedem Besucher von dem Custode gewissenhaft gezeigt werden, alles dies hat zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß dieser Teil der Latomie von dem ebenso argwöhnischen wie grausamen Tyrannen, der ein förmliches Spioniersystem eingerichtet hatte, absichtlich als ein Kerker hergestellt sei, in welchem der Tyrann seine Opfer habe belauschen wollen, und die schon durch den Anblick der übrigen Teile der Paradieslatomie erregte Phantasie ist sehr geneigt, die sonderbar geformte, geheimnisvolle Grotte, deren Eingang jetzt mit Flechten, Venushaar und Epheu dicht bedeckt ist, sich als einen solchen Ort des Schreckens vorzustellen.

Allein die Akustik der Grotte ist zufällig entstanden, und die trompetenartige Form hat ihre Veranlassung in der Rücksicht, welche die Bearbeiter auf die Beschaffenheit des Gesteins nahmen. Für andere Absichten, die beim Aushöhlen gewaltet haben mögen, fehlt uns jeder Anhalt. Dagegen giebt es für die Lage des Kerkers des Dionys noch viele anderen Möglichkeiten auf dem weiten Boden der alten Stadt, auf dem selbst riesige Felsmauern und Felsendecken im Laufe der Jahrhunderte zusammengestürzt sind. Und zum Überflusse kennen wir die Entstehung der Sage vom Ohre des Dionys ganz genau. Der Maler Michel Angelo da Carravaggio, der Namensvetter des großen Michel Angelo, äußerte einst im Scherze zu Mirabella, der zuerst eine besondere Topographie von Syrakus verfaßt hat, daß die lange Grotte, die er mit dem Inneren eines Eselohres verglich, vermutlich vom Dionys zur Bewachung der Gefangenen erbaut sei. Seitdem heißt die Grotte *Orecchio di Dionisio*.

Der Anblick, den diese und einige der anderen Latomieen jetzt gewähren, steht teilweise in schroffem Gegensatze zu der Verwendung, die sie im Altertume gefunden haben. Zwar die seltsamen Formen haben sie — abgesehen von manchen späteren Zusammenstürzen — schon damals gehabt: tief in den Felsen getriebene Kessel, meist von einem schmalen Eingange aus, der eben leicht versperrt werden konnte, mit senkrechten, oft über hundert Fuß hohen Wänden, die sich nach verschiedenen Seiten hin, wie grade die Brauchbarkeit des Gesteins die Unternehmer lockte, bald erweitern, bald verengen, zuweilen auch einen Kegel in ihrer Mitte wie einen Turm freilassen oder auch zu Grotten und pfeilergestragenen Gallerieen ausgehöhlt sind. Aber diese ursprünglich ganz nackten Steinverliefse, in welchen die siebentausend gefangenen Athener mehrere Monate lang ein schreckliches Dasein fristeten, ausgesetzt den Unbilden der Witterung, der sengenden Glut der Sommersonne und der nassen Kälte der Herbstnächte, ausgesetzt dem Mangel an jeder

Bequemlichkeit, ja, auch dem Mangel an ausreichender Nahrung, ausgesetzt endlich dem Spotte und dem Hohne der oben am Rande lustwandelnden Syrakusaner, diese Stätten des Jammers, der uns von Thucydides in ergreifender Weise geschildert wird, erschrecken uns zwar immer noch durch ihre schauerlich grofsartigen Formen, aber entzücken auch zugleich das Auge durch die üppigste Vegetation, die sich auf ihrem allmählich mit Fruchterde bedeckten Boden entwickelt hat, am meisten von allen die Theaterlatomie, so dafs ihr Name »Latomia del Paradiso« uns kaum als eine Übertreibung erscheint.

Steine sind in der Paradieslatomie und überhaupt in den Latomieen von Syrakus seit dem Verfall desselben wohl nicht mehr gebrochen. Die Trümmer der alten Stadt boten überreiches und weit bequemeres Baumaterial für alle nachfolgenden Geschlechter.

Amphitheater, Riesenaltar, griechisches Theater, Gräberstrafse, Wasserleitungen, Latomie des Paradieses und neben dieser die Latomia di S. Venera, das sind die hauptsächlichsten Reste der alten festländischen Stadt, die sich in gröfserer Nähe des jetzigen Syrakus befinden und deshalb leicht zu Fufs aufgesucht werden können. Auf verhältnismäfsig engem Raume zusammengedrängt, wie sie sind, reden sie deutlicher von der einstigen Gröfse und Herrlichkeit der Stadt, als schriftliche Überlieferung es vermag.

Einer der nächsten Tage sollte einen Teil der entfernteren Reste der Hochfläche zeigen.

Durch die Vermittelung meines liebenswürdigen und aufmerksamen Wirtes, des Herrn Politi, der zur Erforschung des alten Syrakus auch das Seine beigetragen hat, war ich mit dem bei den Trümmern eine gewisse Aufsicht führenden Custode bekannt geworden. Es traf sich gut, dafs dieser grade die Nacht in der Inselstadt zubrachte und am anderen Morgen sich auf seinen entfernten Posten zurückbegeben wollte. Sehr früh, zu sehr guter Stunde, wie der Italiener sagt, vor Sonnenaufgang brachen wir auf, diesmal in üblicher Weise beritten, also auf Eseln, den für Unteritalien und ganz besonders für Sicilien so unentbehrlichen Tieren. Es ging wiederum durch die fünf Thore, dann aber unterhalb der Hochfläche der alten Stadt — zunächst unterhalb Neapolis — in der Flußniederung hin. Rechter Hand sieht man den Abhang hinauf, nach links auf die üppig grünende Ebene, weiterhin auf den vom dichtesten Schilf umwucherten Fluß. Aber die Landstrafse ist ausnahmsweise eingefafst von Bäumen, von Ölbäumen, und zwar von den gröfsten, die man in Italien sehen kann. Mächtig wie unsere Eichen stehen sie da, aber sonst den Weidenbäumen auffallend gleichend, diese verwitterten und zerrissenen weifslichgrauen Stämme mit ihren von schmalen Blättern mäfsig dicht belaubten Kronen.

Wir waren schon eine gute Strecke geritten. Bis zum entferntesten Punkte der alten Stadt ist es, wie schon vorhin bemerkt, fast eine Meile. Da kamen wir an ein Gehöft Tremilia genannt, und ich wurde wiederum an Timoleon erinnert. Denn an dieser Stelle sollen ihm, der in dem befreiten Syrakus als seiner zweiten Heimat blieb und Frau und Kinder aus Korinth nachkommen liefs, seine neuen Mitbürger ein Landhaus ausgesucht haben, das lieblichste und schönste, das es im ganzen Umkreise gab. So lautet wenigstens eine alte Überlieferung, der auch die Topographen bis in die neueste Zeit hin ohne weiteres folgen. Aber nur die Thatsache der Schenkung steht geschichtlich fest. Sie wird durch die Worte Plutarchs bezeugt: ὄκει δὲ οἰκίαν, ἣν ἐξείλον αὐτῷ στρατηγίας ἀριστεῖον οἱ Συρακούσιοι, καὶ

τῶν ἀγρῶν τὸν ἥδιστον καὶ κάλλιστον, ἐν ᾧ καὶ τὸ πλεῖστον τοῦ χρόνου κατεσχόλαζε μεταπειψάμενος οἴκοθεν τὴν γυναῖκα καὶ τοὺς παῖδας (Tim. c. 36). Die Ortsbestimmung dieses Ruhesitzes hingegen läßt sich nicht als zutreffend erweisen, ja, wenn sie, wie vermutet wird, durch den Schein von Ähnlichkeit der beiden Wörter Timoleon und Tremilia veranlaßt sein sollte, dann würde sie in einer sehr fehlerhaften Worterklärung ihren Ursprung haben. Besser kennen wir den Ort, an welchem der verdiente Mann seine letzte Ruhestätte fand. Das war der Hauptmarktplatz von Syrakus, dessen Lage sich wenigstens so weit bestimmen läßt, daß er sich zwischen dem Isthmus und der Kirche S. Giovanni nicht weit vom kleinen Hafen befunden haben muß. Das Grabmal war auf Staatskosten erbaut und wurde später von den dankbaren Bürgern noch mit weiten Hallen umgeben und außerdem durch ein großartiges, mehrere Palaestren enthaltendes Gymnasium verherrlicht, in welchem vermutlich die öffentlichen Spiele stattfanden, die das Volk zu Ehren seines großen Toten für alle kommenden Zeiten zu feiern beschloß. Von all der Pracht und Herrlichkeit ist nichts mehr zu schauen, und doch, um wie viel lebendiger noch wird in Syrakus die so schon mit großer Lebhaftigkeit vorgetragene Schilderung, die uns Plutarch von der Beerdigung des Gefeierten giebt. Selbst hier, bei Tremilia, das doch von dem alten Marktplatze weit entfernt ist, wollte mir der Schluß von Plutarchs Timoleon nicht aus dem Sinn.

Nicht weit von dem Gehöfte, auf dessen malerischer Stätte die Phantasie sich so gern das Landhaus des Timoleon hervorzauberte, führt ein Weg die Hochfläche hinauf, so steil und unbequem, daß ihn ein Fußgänger nur mühsam ersteigt. Aber der Führer wollte vom Absitzen nichts wissen, und wirklich erkletterten die geschickten und starken Tiere mit ihrer Last, ohne zu wanken und fehlzutreten, den Abhang. Wir waren ungefähr am Anfange des Stadtteils, der im Altertume den Namen Epipolae führte, und ich konnte mir nach diesem Aufstiege viel deutlicher als bisher vorstellen, in welche Verwirrung die Athener geraten, und welche Verluste sie erleiden mußten, als sie nach dem mißglückten nächtlichen Angriffe auf Epipolae, den sie auch von der Ebene aus unternahmen, den steilen und zerklüfteten Abhang wieder hinabgeworfen wurden.

Oben auf der Hochfläche und namentlich am Rande derselben alles ein Trümmerfeld, das dem Laien nur totes Steingerümpel zeigt, mit seinen Fundamenten von Gebäuden aber und mit seinen verschiedenartigen Mauerresten für die Geschichte von Syrakus von höchstem Interesse ist.

Schon beim ersten flüchtigen Blicke fällt sofort zweierlei auf. Zunächst die Festungsmauer, die einst die ganze Stadt, alle vier Stadtteile auf dem Festlande und dazu die Insel, umgab und eine Ausdehnung von über siebenundzwanzig Kilometer hatte. In ihrem südöstlichen Verlaufe, also auf der Insel und einem Teile von Neapolis und Achradina, hat sie verschwindend geringe Spuren zurückgelassen, aber grade in Epipolae ist sie fast überall noch zu sehen, bald in größeren, bald in kleineren Resten, oft auch in großen Trümmerhaufen. Sie wurde wiederholt eingerissen und wieder aufgebaut. Was jetzt von ihr noch steht, die unteren Teile, rührt zumeist von dem ersten Erbauer her, von dem älteren Dionys, der zuerst die Nordseite von Epipolae durch eine Mauer abschloß und zu diesem Teile, der immerhin die stattliche Länge von vier und einem halben Kilometer hat, nur zwanzig Tage gebrauchte. Die Not drängte, aber er beschäftigte auch gleich-

zeitig sechzigtausend Menschen und zwölftausend Ochs. Späterhin ummauerte er mit mehr Mufse den übrigen Teil der Stadt.

Das zweite, was auf der öden Stätte die Aufmerksamkeit in besonderem Mafse auf sich zieht, ist die antike Burg Euryalus, die wir am äußersten Ende grade in der Spitze des Plateaudreiecks treffen, ein für die Geschichte der Befestigungskunst sehr wichtiges Denkmal, der bedeutendste Rest einer griechischen Festung, der überhaupt erhalten ist.

Von den drei kegelförmigen Erhöhungen aus, auf denen sich die mannigfaltige und sinnreich verschlungene Anordnung von Gräben und Mauern und Türmen erhebt und die von einem vielfachen Netze unterirdischer Gewölbe durchzogen sind, alles aus mächtigen Felsenquadern zusammengefügt oder in den lebendigen Felsen hineingebrochen, zum Teil noch trotzig aufrecht stehend, zum Teil in malerischen Trümmern zusammengestürzt — von dieser gewaltigen und kunstvollen Festung also hat man eine großartige Rundschau: auf das Meer mit seinen Buchten und Häfen und Inseln und Halbinseln, auf die Berge, auf die Ebene und vor allem hin über das ganze festländische Stadtgebiet und darüber hinaus auf das, was wir schon vom Theater aus sahen.

In den Festungshöfen erfreuten unzählige Blumen durch ihre üppige Pracht das Auge, den Liebhaber noch mehr große Massen von Schmetterlingen, die sich auf den bunten Blumentepichen tummelten. Meine Freude war aber eine geteilte. Ich hatte die Fangwerkzeuge in meiner Wohnung auf der Insel zurückgelassen. Sonst hätte ich selbst hier meinem archäologischen Gewissen ein Viertelstündchen für das Sammeln abgerungen. Nun mußte ich eine verhältnismäßig große Zahl Schmetterlinge sehen, die in Deutschland fehlen oder sehr selten sind, namentlich von den Arten *Polyommatus*, *Lycaena*, *Satyrus*, *Pararge* und ganz besonders viele *Zygaenen*. Und dabei war es das erste Mal auf meiner italienischen Reise, daß sich mehr als vereinzelt Abweichungen von der deutschen Fauna schon dem flüchtigen Blicke darboten, selbstverständlich nur für den Kenner, da die Hauptmasse der Arten sogar auf Sicilien dieselbe wie in Deutschland ist. Die sicilianische Käferwelt zeigt weit häufigere Abweichungen.

Über die Besichtigung der Gebäudefundamente, der Mauerreste und der Festung war es Mittag geworden. Die Sonne brannte heiß. Keine Wolke zu sehen und doch der Himmel so eigentümlich trübe und dunstig. Was ist das? Es weht doch nicht der Scirocco, der alle Farben trübt. Aber auch der Scirocco würde nicht diesen eigentümlichen Dunstschleier an dem im übrigen blauen Himmel ausbreiten.

Den Grund erfuhr ich erst nach der Rückkehr, am Abend. Da sah ich, als ich in den schönen Anlagen am kühlen Hafen zur Erholung mich erging, den Himmel fast im Norden feuerrot gefärbt. Das war nicht das Abendrot, und ein freundlicher Syrakusaner gab Auskunft: »Wissen sie noch nichts von dem großen Ausbruche des Ätna? Haben Sie nicht schon gestern Abend den Feuerschein gesehen und nicht am Tage die Wirkung des Rauches und der Asche am Himmel verspürt?« Also das! Ein großer Ausbruch des Ätna! Wie bebte das Herz vor Freude! Auch das noch zu sehen vergönnt! Ich hätte den Ausbruch ja auch aus den Zeitungen erfahren können, die, wie ich nun erst bemerkte, Depeschen über Depeschen über das Ereignis brachten. Aber wie hatte ich in diesen Tagen Zeit zum Lesen finden können!

Die Abreise wurde sofort auf den folgenden Tag festgesetzt. Doch so groß die Eile, so groß das Verlangen, ein Schauspiel zu sehen, das sich im Durchschnitte nur aller fünfzehn Jahre einmal bietet, ich konnte Syrakus nicht verlassen, ohne noch zwei Punkte in dessen Umgebung aufgesucht zu haben.

Zunächst galt es, eine Handlung der Verehrung auszuüben gegenüber dem Grabe eines deutschen Dichters. Es ist Platen, der bei Syrakus weit vom Vaterlande in fremder, aber ihm heimisch gewordener Erde, hier in dem Garten seines Freundes, des Grafen Landolina, die letzte Ruhestätte gefunden hat. Und die Freundesliebe hat ihm in dem paradiesisch schönen Garten die schönste Stelle ausgesucht.

Das kunstvolle Gitterthor wurde mir auf mein Klingeln gern geöffnet. Der Diener kannte schon mein Begehren, er weiß, was die Fremden hier sehen wollen. Er führte mich auf sorgfältig gepflegten Wegen unter den mannigfaltigsten Arten von Citronen- und Orangenbäumen, ja, unter seltsam blühenden Bananenbäumen nach einer Anhöhe. Hier oben fand ich Grab und Denkmal, hier oben inmitten der üppigsten Pracht südlichen Pflanzenwuchses, hier oben, von wo der Blick mit Entzücken über Palmenkronen, über die hohen Wipfel von Myrten- und Lorbeerbäumen hinweg sich auf der unendlichen Fläche des Meeres verlor. Wahrlich eine Stätte von klassischer Schönheit und eines Dichters würdig, würdig grade des Dichters, dem es eine heilige Lebensaufgabe war, der deutschen Poesie das Gewand klassischer Schönheit zu verleihen!

Der zweite Gang, der noch vor der Abreise unternommen wurde, sollte eine Naturmerkwürdigkeit von Syrakus zeigen, die in der entgegengesetzten Richtung der Stadt, jenseits des großen Hafens zu suchen war.

Ein jeder hat von der Papyrusstaude gehört, aus deren Bast im Altertume ein Schreibmaterial verfertigt wurde, dessen Name bis auf den heutigen Tag im Gebrauch geblieben ist. Von Ägypten, ihrem Mutterlande, aus ist die Pflanze auch nach unserem Erdteile herübergekommen, aber die einzige Stelle in ganz Europa, an der sie jetzt wild angetroffen wird, ist bei Syrakus, an dem Uferende des in den großen Hafen mündenden Anapus und besonders in dessen Nebenflüßchen, der Cyane.

Um den Weg abzukürzen, setzte ich mit einem kleinen Bote quer über den großen Hafen, ging eine kleine Strecke am Anapus entlang, dann eine Anhöhe hinauf, an der ich in geringer Entfernung die beiden Säulen sah, die ich gleich bei der Einfahrt in den Hafen vom Schiffe aus erblickt hatte. Oben auf der Höhe angelangt, kam ich an einem Bauerngehöfte vorbei, das als eine höchst eigentümliche kleine Festung erschien: hohe und wild durcheinander gewachsene indische Feigen, diese für Sicilien so charakteristische Kaktusart, umgaben es mit einem undurchdringlichen Walle. Nun den Abhang wieder hinab, und wir sind im Thale der Cyane. Am Ufer, später auch mitten im Flüßchen treffen wir die Papyruspflanzen, anfangs einzeln, dann immer dichter, bis sie die dichtesten Gruppen bilden, um so dichter, da sie in allen Entwicklungsstufen von der kleinsten bis zur größten durcheinander stehen.

Es ist nicht zu beschreiben, was diese fremdartigen und doch so traulichen Pflanzen für einen Eindruck machen, diese schlanken Stiele, die unten so dick wie ein Kinderarm sich nach oben stark verjüngen und hoch auf ihrem dünnen Ende einen dichten und

überaus zierlichen Busch wie von lang herabhängenden Haaren tragen. Und dabei rings herum die größte Einsamkeit, nichts als das von der Welt abgeschlossene grüne Thal zu sehen. Rings die tiefste Stille, nur unterbrochen durch das leise Säuseln des Windes in den langbehaarten, seltsamen Häuptern der an diese Stelle Europas verschlagenen Kinder des Nil, ein Säuseln, das in dieser Umgebung so recht geeignet ist, die Gedanken in die ferne Vergangenheit zu tragen, da diese Pflanzenstiele das Material lieferten, welches die Werke des denkenden und schaffenden Menschengestes aufbewahren sollte.

Bei der Rückkehr zog es mich unwiderstehlich hin zu den einsamen, schon so oft und von so vielen Stellen aus erblickten Säulen. Trotz der Eile konnte ich an ihnen nicht vorübergehen.

Zwei unvollständige Säulen, der einzige Rest eines großartigen Heiligtumes, ja, der einzige Rest eines reichen, ausgedehnten Stadtteils! Und Welch ein Blick von hier aus, von dieser menschenleeren Stelle, auf der einst das mächtige Gebäude weithin sich ausdehnte, umgeben von den schönsten Anlagen, und wo einst die Verehrer des Zeus Olympios in fröhlichen Scharen sich drängten, um ihre Gaben dem Gotte darzubringen! Welch ein Abschiedsblick auf Syrakus! Ich sah den kahlen und leeren Abhang hinab, der einst weithin von glänzenden Vorstädten bedeckt war, sah hinab auf den leeren Hafen, in welchem einst ganze Flotten die Erzeugnisse der damals bekannten Welt zusammenbrachten und auf dessen weiter Fläche die todesmutigen Bürger mehr als einmal ihre beneidete Stadt durch siegreiche Seeschlachten gegen auswärtige Feinde verteidigten. Ich sah über den Hafen hinweg zu der jetzigen kleinen Inselstadt, deren veraltete und wertlose Befestigungen an derselben Stelle sich erheben, die einst von Archimedes mit den neuesten und wirksamsten Verteidigungsmaschinen gegen den Angriff übermächtiger Feinde so lange Zeit geschützt wurde. Ich sah endlich hin zu dem ungeheueren Hochflächendreieck, dem Trümmerfelde, dem steinernen Grabe der alten Stadt. Alles zusammen ein ergreifendes Bild menschlicher Vergänglichkeit! Aber rings um meine beiden Säulenreste lebt und gedeiht der Weizen fröhlich fort; die Papyrusstauden, die ich soeben verlassen habe, tragen ihre zierlichen Häupter nach wie vor zum blauen Himmel empor; die warme, durch die See gemilderte Luft läßt meine Brust, wie es schon Cicero an sich spürte, freier atmen; das leuchtende Meer vor meinen Augen spendet weiter die schmackhaftesten Fische; die Bienen sammeln von den zahllosen Blumen der Wege und Wiesen denselben balsamischen Honig wie vor zweitausend Jahren; das Gemüse, die Früchte haben mir köstliche Lebensmittel geboten, noch vermehrt durch neue Arten, durch Citronen und Orangen, welche die Alten nicht kannten; und immer noch hebt der Ätna sein Haupt empor, diesmal drohend und verderbenbringend.

So ist die von Menschen geschaffene Herrlichkeit verschwunden, geblieben ist die Herrlichkeit, aber auch Furchtbarkeit der Natur: die Herrlichkeit, die uns labt und entzückt, die Furchtbarkeit, die uns schreckt und doch zugleich so geheimnisvoll anzieht.

Deshalb säumte ich nicht länger und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Norden, dem Ätna zu. —

